

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Wir steuerten in die Katastrophe“

Südafrikas ehemaliger Präsident und Friedensnobelpreisträger
Frederik Willem de Klerk über den Wandel vom Apartheidstaat zur Demokratie, die Rolle
Nelson Mandelas und die Lehren für einen Frieden in Nahost



Frederik Willem de Klerk

verließ vergangene Woche aus Protest die Nationale Partei, die er von 1989 bis 1997 leitete und die jahrzehntelange das Apartheidsystem in Südafrika durchgesetzt hatte. Nach langen blutigen Kämpfen mit dem Afrikanischen Nationalkongress (ANC), der Partei der schwarzen Bevölkerungsmehrheit, initiierte de Klerk, 68, noch vor seinem Aufstieg zum vorerst letzten weißen Präsidenten Südafrikas Verhandlungen mit dem inhaftierten ANC-Führer Nelson Mandela über die Abschaffung der Apartheid. 1994 ermöglichte er die ersten freien Wahlen, die der ANC gewann und die Mandela zum Nachfolger de Klerks machten. Schon im Jahr zuvor hatten beide den Friedensnobelpreis erhalten. Zuletzt hatte die Nationale Partei die Unterstützung der weißen Wähler vollends verloren. Nach der jüngsten schweren Wahlniederlage schloss sie sich jetzt dem regierenden ANC an.

TOBY SELANDER

SPIEGEL: Herr de Klerk, zehn Jahre Demokratie in Südafrika: Überrascht es Sie, wie gut sich das Land entwickelt hat?

De Klerk: Überhaupt nicht. Ich habe immer daran geglaubt, dass wir die Kraft haben, die großen Probleme zu überwinden. Und auch, dass wir fortsetzen, was wir 1994 so hoffnungsvoll begonnen haben. Das Wunder geht weiter.

SPIEGEL: Wie kam dieses Wunder zu Stande?

De Klerk: Vor allem dadurch, dass meine Partei, unter meiner Führung, damals eine sehr wichtige Initiative ergriffen hat und auf der anderen Seite der ANC unter Nelson Mandela eine ebenso wichtige.

SPIEGEL: Sie standen unter großem Druck, aus der Apartheid-Falle und der wachsenden internationalen Isolation herauszukommen.

De Klerk: Ich hatte immerhin die Wahl. Ich hätte ja auch ein Faustpfand behalten, also zum Beispiel die Freilassung der politischen Gefangenen oder die Zulassung verbotener Organisationen hinauszögern können. Dann hätte ich eine Karte nach der anderen ausgespielt und nach jedem Schritt gefordert: Bevor ich dieses oder jenes tue,

möchte ich ein Entgegenkommen von der anderen Seite. Ich habe mich anders entschieden, sofort alle Hindernisse für eine Einigung aus dem Weg geräumt und so unsere Integrität gewahrt. Wir mussten damals dringend verhandeln.

SPIEGEL: Mandelas Nationalkongress hat sich allerdings auch sehr generös verhalten.

De Klerk: Absolut. Gegen Widerstände aus der eigenen Partei hat der ANC einstimmig dem bewaffneten Kampf abgeschworen und daraus keinen Verhandlungsgegenstand gemacht. Beide Seiten waren sich schließlich bewusst, dass wir geradewegs in die Katastrophe steuerten und uns in einer Spirale eskalierender Gewalt befanden. Das Land wäre in Flammen aufgegangen. Mit der Flinte in der Hand hätte niemand von uns gewinnen können.

SPIEGEL: In der Geschichte gibt es nur wenige Beispiele für eine solche Einigung zwischen zwei Parteien, die sich zuvor so gnadenlos bekämpft haben.

De Klerk: Dafür hält die Geschichte viele Beispiele parat, die zeigen, dass sinnloser Kampf niemals eine Lösung bringt.

SPIEGEL: Hätten Verhandlungen nicht schon viel früher beginnen können?

De Klerk: Nein, wir wären einfach noch nicht so weit gewesen. Erst das Ende des Kalten Kriegs gab uns die historische Gelegenheit für Veränderungen. Wir dürfen nicht vergessen, dass der ANC mit den Kommunisten verbündet war und von der Sowjetunion in jeder erdenklichen Art unterstützt wurde. Als aber der Eiserner Vorhang fiel, hatte die regierende Nationale Partei bereits entschieden, jedem Südafrikaner alle politischen Rechte einzuräumen – so wie vom ANC gefordert. Die Frage war nicht mehr, ob wir die Apartheid aufgeben oder nicht. In unseren Köpfen und Herzen hatten wir das bereits getan und schon 1986 auch in unseren Parteibeschlüssen festgelegt.

SPIEGEL: Sie vertrauten dem ANC, den Sie doch als terroristische Gruppe betrachteten?

De Klerk: Das war ein Prozess. Eine erste Annäherung kam bereits zu Stande, als Gespräche mit Mandela geführt wurden, während er noch im Gefängnis saß.

SPIEGEL: Sie persönlich haben ihn allerdings erst später getroffen.

De Klerk: Ich traf ihn im Dezember 1989, da war ich schon Präsident. Aber bereits als

Parteichef, ab Februar jenes Jahres, war ich über alle Gespräche mit Mandela informiert. Unser damaliger Präsident Pieter Willem Botha hatte einen Schlaganfall erlitten, klammerte sich aber an die Macht. Ich war zwar nur Minister in seinem Kabinett, fällte jedoch bereits die wichtigen Entscheidungen. Unterrichtet über den Stand der Dinge wurde ich von unserem Justizminister, Kobie Coetsee. Er war einer von vier Emissären, die den Dialog mit Mandela führten. Und ich erfuhr, dass dieser tatsächlich in der Lage war, für den ANC zu verhandeln: Er hatte vom Nationalen Exekutivkomitee des ANC, das sich im Exil befand, das Einverständnis erhalten.

SPIEGEL: Ihr Verhältnis zu Mandela war nicht immer das beste ...

De Klerk: ... es wurde zwischenzeitlich etwas getrübt durch die anhaltende Gewalt im Land. Das legte sich aber wieder.

SPIEGEL: Wirklich?

De Klerk: Mandela und ich sind gute Freunde geworden.

SPIEGEL: War Ihnen klar, dass Sie die Macht an eine schwarze Mehrheit abgeben würden?

De Klerk: Das habe ich genau genommen gar nicht getan. Es gab keine revolutionäre Machtübergabe. Die Apartheid wurde von einer Regierung der Nationalen Partei abgeschafft – mit einer Mehrheit der Nationalen Partei im Parlament. Als Mandela 1994 Präsident einer vom ANC geführten Regierung wurde, der so genannten Regierung der Nationalen Einheit, hat er einen reinen Tisch vorgefunden: Alle Apartheidgesetze waren aus dem Gesetzbuch getilgt. Wir haben also nie die Macht einfach der anderen Seite übergeben. Wir haben Wahlen verloren, in denen alle Südafrikaner unabhängig von ihrer Hautfarbe abstimmen durften.

SPIEGEL: In einem SPIEGEL-Gespräch haben Sie 1991 auf die Frage, ob Sie als letzter weißer Präsident Südafrikas in die Geschichte eingehen würden, geantwortet: „Das glaube ich nicht.“

De Klerk: Ich glaube das noch immer nicht. Alle Seiten haben sich laut Verfassung ver-



CLEMENS EMMER / LAIF

Metropole Kapstadt, Tafelberg: „Das Land wäre in Flammen aufgegangen“

pflichtet, ein Südafrika zu schaffen, das frei ist von rassistischen Ungleichheiten. Ich bin sicher, dass wir uns erfolgreich von einer ethnisch orientierten zu einer wertorientierten Politik bewegen werden. Wenn das geschieht, wird allerdings der ANC auseinander brechen.

SPIEGEL: Ist das nicht reines Wunschdenken?

De Klerk: Vielleicht gibt es einen großen Knall, vielleicht bricht die ANC-Allianz auch Schritt für Schritt auseinander. Das kann ich nicht vorhersagen, ich bin kein Prophet. Aber diese Allianz kam nur zu Stande, um ein einziges Ziel zu verfolgen: die Beendigung der Apartheid. Mit deren Ende aber verschwand auch der große Zusammenhalt. Plötzlich finden wir radikale Kommunisten neben Sozialisten, Pragmatikern und Leuten, die an die Kraft des freien Marktes glauben – alle im selben Bündnis. Das kann nicht ewig halten. Wir hoffen lediglich, dass diese Umorientierung von einer Koalition der Gemäßigten eingeleitet wird. Und ich halte es sogar für möglich, dass ein Weißer Führer eines reformierten ANC werden kann.

SPIEGEL: Zunächst einmal ist es Ihre Partei, die sich aufgelöst hat. Erst hatte sie ihren

Namen in Neue Nationale Partei geändert, jetzt wird sie im regierenden ANC aufgehen. War sie schlicht überflüssig geworden?

De Klerk: Ich habe darauf meinen Austritt erklärt. Ich bin enttäuscht, dass sie auf das Recht verzichtet hat, sich vom ANC zu unterscheiden. Trotzdem bleibe ich dabei, dass ein Konzept politischer Zusammenarbeit auf der Basis eines Konsens-Modells auf absehbare Zeit den Interessen Südafrikas am besten dient.

SPIEGEL: Und welche Partei werden Sie das nächste Mal wählen?

De Klerk: Das entscheide ich dann. Ich werde aber keinesfalls dem ANC beitreten. Im Übrigen habe ich mich endgültig aus der Politik zurückgezogen, und dabei bleibt es.

SPIEGEL: Was sind denn die drängendsten Probleme, die ein südafrikanischer Präsident, egal welcher Hautfarbe, lösen muss?

De Klerk: Die Hautfarbe spielt keine Rolle. Was ich bei Ausländern bemerke, ist kurios: Je länger die Apartheid tot ist, desto stärker betonen sie die Bedeutung der Hautfarbe in Südafrika. Das ist falsch. Ein schwarzer Geschäftsmann hat mir gesagt, dass seinen Kindern die Hautfarbe nichts bedeutet. Und das Gleiche höre ich von



DAVID TURNLEY / CORBIS



PER-ANDERS PETERSSON / AGENTUR FOCUS

Polizeieinsatz gegen Schwarze (1994), neuer schwarzer Mittelstand (2004): „Die Hautfarbe spielt keine Rolle mehr“

weißen Freunden mit kleinen Kindern. Wir haben Denkkategorien überwunden, die Europa immer noch dominieren.

SPIEGEL: Sind Sie da nicht arg gutgläubig?

De Klerk: Es gibt schwarzen Rassismus, und es gibt weißen Rassismus, in Südafrika wie überall in der Welt. Schauen Sie sich nur die Einwanderungspolitik der Europäischen Union an. Doch die überwältigende Mehrheit der Südafrikaner interessiert sich nicht mehr für die Hautfarbe, diese Mehrheit ist gemäßig.

SPIEGEL: Das wäre erstaunlich. Noch Anfang der neunziger Jahre befürchteten viele das Auseinanderbrechen des Landes.

De Klerk: Hätte ich nicht daran geglaubt, dass wir die Dinge in den Griff bekommen würden, hätte ich den Übergang nicht eingeleitet. Ich bin kein Zocker. Es gab ein Risiko, doch es war kalkulierbar.

SPIEGEL: Wie konnten Sie so sicher sein?

De Klerk: Hätten wir weitergemacht wie bisher, wäre die Gewalt eskaliert, und am Ende hätte sie vieles zerstört, worauf heute unsere Hoffnungen gründen. Ein gewisser Prozentsatz von Weißen zeigt sich jetzt enttäuscht. Diese Leute glauben, eine neue Form von Apartheid breite sich aus – nur diesmal andersherum.

SPIEGEL: Was sagen Sie denen?

De Klerk: Dass sie sich fragen sollen, wo Südafrika heute stünde, wenn wir den Wandel nicht eingeleitet hätten. Wir hätten keine einzige Tonne Kohle mehr exportiert, nicht eine Kiste Wein und nicht einen Karton mit Obst. Wir dürften nicht an internationalen Sportwettkämpfen teilnehmen und hätten kein Wirtschaftswachstum. Wir würden uns vielmehr im Kriegszustand befinden, international total isoliert und mit einer Bevölkerungsmehrheit, die nur das Ziel hat, die Regierung zu stürzen. Dieses neue Südafrika mit all seinen Problemen ist ein viel besserer Ort als jenes

* Mit den Redakteuren Thilo Thielke (l.) und Stefan Aust (r.) sowie Mitarbeiter Paul Schumacher in Johannesburg.



Friedensnobelpreisträger Mandela, de Klerk (1993): „Gute Freunde“

Südafrika, in welchem wir an der Macht klebten. Ich würde heute alle wichtigen Entscheidungen genauso fällen.

SPIEGEL: Warum haben Sie dann die Politik aufgegeben?

De Klerk: Irgendwann fängt man an, sich notwendigen Veränderungen in den Weg zu stellen, weil man Dinge ändern müsste, die man selbst initiiert hat. Ich versuche nun, eine wichtigere Rolle im sozialen Sektor zu spielen. Wir müssen die Zahl derjenigen drastisch senken, die unterhalb der Armutsgrenze leben. Wir müssen Aids sehr viel erfolgreicher bekämpfen. Wir müssen Jobs schaffen, um größeres Wirtschaftswachstum zu erreichen.

SPIEGEL: Ist die jetzige Regierung sich dieser Herausforderungen bewusst?

De Klerk: Trotz ihrer sozialistischen Vergangenheit betreibt die ANC-Regierung eine ausgewogene Politik. Sie macht die richtigen Dinge. Sie verstaatlicht nicht mehr, sondern privatisiert. Und widersteht dem Druck der Kommunisten in den eigenen Reihen. Ich glaube, das wird vom Rest der Welt nicht ausreichend gewürdigt.

SPIEGEL: Wie groß ist Nelson Mandelas Anteil an diesem „Wunder Südafrika“?

De Klerk: Wir beide mussten damals unsere Parteien zusammenhalten, denn es gab große Differenzen in unserer jeweiligen Anhän-

gerschaft: Vielen war das Risiko zu groß, sie wollten keine Kompromisse eingehen. Der ANC aber machte große Zugeständnisse. Das ist Mandelas Verdienst.

SPIEGEL: Als Präsident gab er eher den Vater der Nation.

De Klerk: Er war kein Präsident, der sich um das politische Tagesgeschäft kümmerte. Thabo Mbeki und ich führten das Kabinett. Wir sorgten dafür, dass die Minister ihre Arbeit erledigten, wir waren die Premierminister. Mandela konzentrierte sich darauf, dass der Frieden hielt. Sein Hauptverdienst besteht darin, dass er einen unglaublich versöhnlichen Einfluss auf sein Volk hatte und großen Respekt von jenen bekam, die nicht zu seinem Volk gehörten.

SPIEGEL: Sie haben gemeinsam mit Mandela den Friedensnobelpreis erhalten. Hat Sie das darin bestätigt, das Richtige getan zu haben?

De Klerk: Ich hatte ganz einfach die Überzeugung, dass das, was ich tat, der einzige Weg sei, allen Südafrikanern zu Gerechtigkeit zu verhelfen. Manchmal behaupten Kritiker, die internationalen Sanktionen hätten mir gar keine andere Wahl gelassen. Unsinn! Ich könnte heute noch Präsident sein. Aber über wie viele Leichen wären wir dann gegangen?

SPIEGEL: Kürzlich waren Sie in Israel. Kann Südafrika Vorbild sein für einen Frieden im Nahen Osten?

De Klerk: Es gibt einige Dinge, die wir in Südafrika gelernt haben und die universell gültig sind. Deshalb habe ich den Israelis gesagt: Ihr könnt euch nicht vorwärts bewegen, wenn ihr nicht selbst die Initiative ergreift. Wenn ihr das Land wirklich teilen wollt, müsst ihr zuerst die Siedlungen aufgeben, die ganz offensichtlich in einem Gebiet liegen, das Teil eines palästinensischen Staates ist. Erst dann habt ihr ausreichend moralische Autorität.

SPIEGEL: Und die Palästinenser ...

De Klerk: ... müssten endlich beweisen, dass sie wirklich alles in ihrer Macht Stehende tun, um die radikalen Elemente zu bekämpfen, die Selbstmordanschläge und andere Gewaltakte verüben. Nur: Ich glaube, dass die Israelis denselben Fehler machen, den wir selbst jahrelang begangen haben. Einer der Gründe für unser Scheitern war, dass wir Weiße das Land aufteilen und zu viel für uns selbst behalten wollten. Auch die Israelis teilen nun ihr Land. Sie bauen eine Mauer, doch sie lassen den Palästinensern keinen Staat, der lebensfähig ist. Deshalb werden sie sich in zehn Jahren in derselben Situation befinden, wie ich sie vorfand, als ich Präsident wurde.

SPIEGEL: Herr de Klerk, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



De Klerk (M.) beim SPIEGEL-Gespräch*: „Ich würde alle Entscheidungen genauso fällen“